Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 10 **Marburg i. H., den 6. März** **1902**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stimmen der Schuld: 4. Deutsche Volkslieder — Jesus. Die Arbeit seines Lebens — Lutherworte — Die moderne Gesellschaftsordnung und die Zehn Gebote. Viertes Stück — Christian Hermann Weiße — Neue Dramen von August Strindberg — Die Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Leipzig vom 27. bis 29. Oktober 1901 — Fünfzig Jahre Frauenarbeit für den Gustav-Adolf-Verein — Verschiedenes: Zu den Stimmen der Schuld; Die Abstammung Wilhelm Liebknechts von Luther; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Stimmen der Schuld

4

Deutsche Volkslieder aus dem Mittelalter

Owe des smerzen,
den ich arme trage
an mime herzen
und enweiß, weme ich clage!
got, lo dich erbarmen
mine not
und treste mich arme
durch dinen tot!

Jemer crenket
min gemüte,
so mir gedenket
siner güte:
daß er sich wolte
dem biteren tode geben,
daß er uns koufte
ein ewiges Leben.

Wo sol ich vinden
mines herzen trost?
der sich lie binden,
daß wir wurden erlost;
owe des smerzen,
den ich arme trage
an mime herzen
und enweiß, weme ich clage!

* * *

Ave Maria, ain ros an alle dorn!
mit missetat han ich verlorn
din kind, das von dir ist geborn:
Maria, versien mich vor sinem Zorn!

Ave Maria! durch dines kindes tod,
das vor dir hieng von blut rot:
hilf, daß ich der engel brot
Mit rüwen empfa in todes not!

Ave Maria! durch dines kindes blut,
des schmerzen dir durch din sel wut
als ain tiefe wages flut,
hilf mir, daß min end werd gut!

Ave Maria, frow unwandelbar!
send mir den engel dar,
wenn ich von der welt far,
Maria, vor den bösen vinden mich bewar!

Jesus

Die Arbeit seines Lebens

Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Hebr. 12, 2.

Die Weltanschauung, das Glauben Jesu hatte riesenhafte Umrisse. Für ihn vollendet sich in seinen Tagen das große Gotteshandeln mit der Welt. Und sich selbst hat er als den erlebt, den Gott erlesen hatte, seinen Ratschluß auszuführen. Ihm ist die Richtergewalt über alles Leben in die Hand gegeben. „Des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit." In Königsvollmacht und mit kraftruhiger Sicherheit geht er seinen Weg. Wie Gott selbst vergiebt er Sünden und übt die Erlösungsgewalt der Endzeit — die Menschen zu heilen von allen ihren Gebrechen. Der Satan selbst liegt ihm gebunden, und darum zittern vor ihm her die Dämonen, und seiner Gewalt können sie nicht widerstehen. Keiner menschlichen Macht ist er unterworfen — auch nicht den ehrwürdigsten Gebilden der Geschichte seines Volkes. Er ist der geliebte Sohn, an dem Gott Wohlgefallen hat. Das war das Selbstbewußtsein, das war das Glauben Jesu von Nazareth.

Und in solchem Glauben wurde seine Seele getragen von einer gewaltigen Bewegung in Galiläa und weit darüber hinaus. Für das jüdische Volk ward er die Erfüllung alles Sehnens und Hoffens der Väter, die Heimsuchung Gottes. „Es folgte ihm nach viel Volks aus Galiläa, aus den Zehn Städten, von Jerusalem, aus dem jüdischen Lande und von Jenseits des Jordan." Eine große Ernte reifte ihm entgegen. Und Jesus freute sich ihrer.

Am glühendsten, am innigsten hatten auf das herrliche Gottesreich die frommen Kreise des Volkes gehofft, die in den schweren Zeiten heidnischer Herrschaft und des Eindringens griechischer Art den alten Judenglauben hindurchgerettet hatten durch ihre zähe, harte, entsagungsvolle, mühselige Arbeit, die Schriftgelehrten und Pharisäer. Aber gerade sie waren mißtrauisch gegen den Mann, der nun sich für den Messias ausgab. Weil sein Anspruch und seine Wirklichkeit auseinanderfielen. Völlig. Schon daß er Sabbat und Gesetz nicht achtete, Sabbat und Gesetz, die doch allein das Volk zubereitet und aufbewahrt hatten auf das herrliche Ende. Dann aber vor

allem, daß die große Wunderthat nicht kam, durch die Gott sich zu seinem Messias bekennen wollte. Daß er ein so gar elendes, so garnicht königliches Aussehen und Auftreten hatte. So war für sie sein Glauben ein Frevel gegen die heilige Gottesmajestät: „Dieser lästert Gott.“

Und darum arbeiten sie wider ihn um Gottes willen. Und darum auch haben sie Erfolg auch beim Volk. Das wendet sich immer mehr von ihm ab, je weniger er seinen Messiasanspruch durch die That seines Lebens erweist, je weniger er etwas Besondres ist an Hoheit und Heiligkeit in seinem äußeren Leben. Und so muß denn Jesus fliehen vor seinem eigenen Volk, muß fliehen bis an die äußersten Grenzen Galiläas. Und immer klaffender wird der Riß zwischen seinem Glauben und seiner Wirklichkeit.

Und die Seele Jesu empfindet diesen Widerspruch. Er weiß, daß sein Leben für fromme Juden zur Versuchung werden muß. „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Dort auf seiner Flucht in Cäsarea Philippi weiß er es, daß es für den Juden Uebermenschliches bedeutet, noch an ihm festzuhalten. „Selig bist du, Simon Jonas Sohn — denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Er weiß es, daß fromme Juden durch seinen Tod in ihrem Glauben scheitern müssen: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir.“

Und die Seele Jesu empfindet diesen Widerspruch zwischen ihrem Glauben und der Wirklichkeit des Lebens als eine Versuchung für sich selbst. Der Messias — auf der Flucht vor seinem eigenen Volk. Ohne Aussicht, sein Werk, seinen Beruf hinauszuführen. Man hält ihn wohl für einen gottgesandten Propheten — aber für mehr auch nicht. Und auf heidnischem Gebiet hat er Glauben gefunden. Wie wenn er hinüberginge und sein Volk, das ihn verlassen hat, auch verließe? „Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Aber seine Freunde bleiben im Glauben an ihn. Und so wird er um seines Berufes, um seiner Arbeit an seinem Volk willen die Wirklichkeit tragen. So ungeheuerlich auch das Sterbenmüssen für den Messias ist. So ungeheuerlich, daß der zum Satan, zum Versucher wird, der ihn zurückzuhalten sucht von seinem Entschluß: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich.“ Immer von neuem wiederholen sich die Kämpfe seiner Seele um ihren Glauben, den sie im Tode bedroht sieht. Sie ist betrübt bis zum Sterben, als sie nun keinen Ausweg mehr sieht. Und wider die Nacht der Verzweiflung fleht sie zu Gott, sie zu bewahren vor diesem Tode. Und als dann thatsächlich der Messias sterben muß, da sieht seine Seele den Weg ihres Vatergottes nicht mehr. Ihr Glauben endet mit der großen schweren Rätselfrage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Aber wenn so das Kämpfen seiner Seele bis hinein in das Sterben dringt: sein innerstes Leben, die That seines Herzens ist an Gott geblieben. Das setzt dem Sterben-Müssen des Messias, dem Zusammenbruch seines Werkes, ein Dennoch entgegen. Das sieht dennoch das herrliche Ende, ja das ordnet sogar den Tod demütig ein in den Plan Gottes mit seinem Messias; auch wo es den Weg selbst nicht mehr schaut. „Das giebt sich hinein in den Willen des Gottes, den es erlebt hat als Vater, und den es tragen muß in seiner unverstandenen und rätselvollen Wirklichkeit. Das bleibt am Gebet bis ins Ende hinein, also daß die unter dem Kreuz einen tiefen Eindruck von seinem Sterben haben. Das hält die Hand Gottes fest, auch wo es das liebe gütige Auge nicht mehr schaut. Demütig und geduldig. H B

Lutherworte

In diesem Punkt*) muß man sich gar wohl üben, denn fast*) der Nutzen des Leidens Christi gar daran gelegen ist, daß der Mensch zu seiner selbst Erkenntnis komme und vor sich selbst erschrecke und zerschlagen werde. Und wo der Mensch nicht dahin kommt, ist ihm das Leiden Christi noch nicht recht nutz worden. Denn das eigene natürliche Werk des Leidens Christi ist, daß es sich den Menschen gleichformig mache, daß, wie Christus am Leib und Seele jämmerlich in unsern Sünden gemartert wird, müssen wir auch ihm nach also gemartert werden im Gewissen von unsern Sünden. Es geht auch hier nicht zu mit vielen Worten, sondern mit tiefen Gedanken und großer Achtung der Sünde. Nimm ein Gleichnis: wenn ein Uebelthäter gerichtet würde, darum daß er eines Fürsten oder Königs Kind erwürgt hätte, und du sicher wärest, sängest und spieltest, als wärest du ganz unschuldig, bis daß man dich schrecklich angriffe und dich überwände, du hättest den Uebelthäter dazu vermocht — sieh, hier würde dir die Welt zu enge werden, sonderlich wenn das Gewissen dir auch abfiele. Also viel ängster soll dir werden, wenn du Christus Leiden bedenkst; denn die Uebelthäter, die Juden, wie sie nun Gott gerichtet und vertrieben hat, sind sie doch deiner Sünde Diener gewesen, und du bist wahrhaftig, der durch seine Sünde Gott seinen Sohn erwürgt und gekreuzigt hat, wie gesagt ist.

... Wer also Gottes Leiden einen Tag, eine Stunde, ja eine Viertelstunde bedächte, von demselben wollen wir frei sagen, daß es besser sei, denn ob er ein ganzes Jahr fastet, alle Tag einen Psalter betet, ja daß er hundert Messen hört — denn dies Bedenken wandelt den Menschen wesentlich, und gar nah**) wie die Taufe wiederum neu gebieret. Hier wirket das Leiden Christi sein rechtes natürliches edles Werk, erwürgt den alten Adam, vertreibt alle Lust, Freude und Zuversicht, die man haben kann von Kreaturen, gleich wie Christus von Allen, auch von Gott verlassen war.

Ein Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi. 1519

*) In welchem, zeigt alsbald der Zusammenhang. Vgl. das Stück in voriger Nummer.

*) D. i. durchaus.

**) Beinahe.

Die moderne Gesellschaftsordnung und die Zehn Gebote

4

Das fünfte (vierte) Gebot

Bei den folgenden Geboten, welche von den gottgewollten natürlichen Beziehungen der Menschen untereinander handeln und die gegenseitigen Rechte und Pflichten festsetzen, tritt naturgemäß die soziale Wohlfahrt der Familie, der Gemeinde und des Volks in den Vordergrund. Das fünfte Gebot im Dekalog des Moses will das rechte Verhältnis zwischen Kindern und Eltern schaffen. Es besteht in der Ehrfurcht, in der Pietät.

Nun haben uns die sozialen Notstände in der Gegenwart die Augen dafür geöffnet, daß die Pietät der Kinder von gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen im Elternhause, und letztere wiederum ebenso von dem auf der kindlichen Ehrfurcht erbauten Zusammenhalt der Familie abhängen. Die Autorität der Eltern über die Kinder wächst aus der natürlichen Erhaltungs- und Erziehungspflicht hervor, welche sie gegen die Kinder erfüllen. Diese Pflicht ist zum Teil durch die Armenunterstützungsgesetze den Gemeinden aufgelegt. Wenn Eltern nicht im Stande sind, für ihre Kinder zu sorgen, sollen die kommunalen Armenverbände dafür sorgen. Diese Schutzbestimmungen für Notfälle haben bei manchen Eltern den Grundsatz reifen lassen: Wir brauchen bei der Eheschließung nicht mehr zu erwägen, ob wir unsere Kinder werden erhalten können, die Gemeinde muß für sie eintreten. So werden von unreifen jungen Leuten ohne Ersparnisse, ohne Lebenserfahrungen Ehen geschlossen, aus denen Scharen schwächlicher Kinder hervorgehen. Erkrankt der Vater, so hat die Gemeinde die Pflicht des Unterhalts und zahlt höhere Verpflegungssätze, als jener von seinem

Verdienst abgegeben hätte. Ja, er verläßt auch wohl die Seinigen oder legt es darauf an, ins Gefängnis zu kommen, um seinen Kindern die Wohlthat der Gemeindeunterstützung zuzuwenden.

Noch häufiger ist die Praxis, daß die Kinder von den Eltern vorzeitig durch saure Arbeit ausgebeutet werden. Man kann in Landgemeinden offen das Urteil hören: Viele Kinder sind für den kleinen Mann ein Gewinn, da sie sich schon während der Schulzeit bezahlt machen. Das Kind selbst weiß, wenn es aus der Schule gekommen ist, auch meistens sehr gut, daß es sich schon bezahlt gemacht hat, und bleibt nicht mehr lange im Elternhause, um dann für immer mit der Ehrfurcht und dem Gehorsam und der Unterstützungspflicht gegen die Eltern fertig zu sein. Daß ohne die Erfüllung der elterlichen Pflicht unter normalen Verhältnissen von Anspruch auf elterliche Autorität nicht die Rede sein kann, ist ebenso einleuchtend wie die entgegengesetzte Folge, daß die von den Eltern empfangenen Wohlthaten den Kindern von selbst Dank und Gehorsam einpflanzen werden.

Es muß schon der heranwachsenden Jugend eingeprägt werden: Ihr sollt einmal Eltern werden, an Gottes Statt für Kinder sorgen, ihnen als Ernährer und Erzieher das Abbild des himmlischen Vaters sein. Dazu bedarf es der wirtschaftlichen Selbständigkeit. Es muß der Mensch schon in jungen Jahren sich heiligen und sparen für die Ehe, um dereinst ein rechter Vater, eine rechte Mutter sein, nach Gottes Art geben und segnen zu können und dadurch Anspruch auf Gehorsam, Dank, Liebe, Verehrung zu erwerben. Dann darf auch der Hinweis darauf nicht fehlen, daß mit der Auflösung des Familiensinnes das Gemeinde- und Volksleben sich in Atome auflöst, d. h. in einen Zersetzungsprozeß übergeht, in dem die edelsten Kräfte zu Grunde gehen. Wenn die Kinder nicht durch gemeinsame Pietät gegen die Eltern verbunden sind, werden sie auch unter einander die Gemeinschaft verlieren; sie werden sich wirtschaftlich nicht mehr fördern und in der großen Masse derer untergehen, die mit Heimat und Familiensinn auch die Besonderheit ihrer Anlagen, sittliche Kraft und persönliches Gewissen verloren haben.

Auch der besondere Segen, der diesem Gebot beigefügt ist, steht noch heute in Kraft: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir Gott gegeben hat. Das heißt für uns: Wir sollen mit Ehrfurcht unsern Eltern gehorchen und dienen, damit wir auch von unsern Kindern Ehrfurcht und Gehorsam ernten und unserm Volk Familiensinn Kraft und Wachstum erhalten.

Das sechste (fünfte) Gebot

Das nächste Gebot schärft die Heilighaltung des Menschenlebens ein. Beim Volk Israel während der Richterzeit hatte dies Verbot einen guten Sinn; damals gab es für das Leben des Fremdlings und des Sklaven überhaupt keinen Schutz, das Leben des Landsmanns war nur soweit gesichert, als aus seiner Familie oder seinem Stamm ein Rächer gegen den Mörder auftrat. Da die Rechtslage im sechszehnten Jahrhundert eine andere war, und die weltliche Obrigkeit jeden Totschlag verfolgte, so hat Luther in seinem Katechismus bei der Erklärung dieses Gebots das Verbot des Tötens dahin verschärft, daß wir unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid thun, und daran die positive Forderung geknüpft, daß wir ihm helfen und ihn fördern in allen Leibesnöten, wobei an Rettung aus Gefahren, Pflege in Krankheit und Unterstützung bei drückender Armut zu denken ist. Um dies wirksam leisten zu können, muß ein Mensch aber selbst körperlich und wirtschaftlich leistungsfähig sein und es als Gottes Willen erkennen, zu dieser Stufe der Tüchtigkeit aufzusteigen.

Der Christ soll in der Jugend lernen: Ich muß mein leibliches Leben kräftigen und widerstandsfähig machen durch Reinlichkeit, Mäßigkeit, Abhärtung, Erziehung zur Arbeit. Es darf der heranwachsenden männlichen Jugend nicht vorenthalten werden, welche leibliche Verheerung die Unzucht und Trunksucht anrichten, aber ebensowenig, daß durch ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse das Durchschnittsalter der männlichen Arbeiter bis auf dreißig Jahre heruntergehen kann. Bei der Gewerkschaft der englischen Maschinenbauer betrug nach dem Jahresbericht von 1871 das Durchschnittsalter der gestorbenen Männer, welche der Begräbniskasse angehört hatten, 38 ¼ Jahre; seitdem 1872 die tägliche Arbeitszeit auf neun Stunden verkürzt, und diese und jene andere gesundheitspolizeiliche Maßregel durchgeführt war, betrug das Durchschnittsalter der Männer 48 ¼ Jahre. Eine einzige solche statistische Notiz giebt dem Gebot: Du sollst nicht töten, einen reichen Inhalt und stellt jedem Christen eine hohe Aufgabe, an der er mitzuarbeiten berufen ist, und deren Segen er zuerst an *seinem* Leibe und *seinem* Leben erfahren soll.

Bei der Behandlung dieses Gebots zum Schutz des leiblichen Lebens darf auch der Hinweis darauf nicht fehlen, daß vielfach bei den Eheschließungen und durch sie gegen die Gesetze des gesunden leiblichen Lebens aus Unkenntnis oder Leichtsinn gesündigt wird. Wer mit erblicher Krankheit belastet ist, soll es nicht für selbstverständlich halten, Kindern das Leben zu geben und sein Siechtum ihnen einzupflanzen. Hier könnte vielleicht der Staat auch durch Gesetz mithelfen, um der Verseuchung unseres Volks durch legitime Ehen ein Ziel zu setzen.

Daß in vielen christlichen Gemeinden unseres Vaterlandes der dritte Teil der Kinder und mehr in den ersten beiden Lebensjahren wieder dem Tode verfällt infolge leichtsinniger, allzufrüher Eheschließungen der Eltern und dadurch bedingter mangelhafter Ernährung und Pflege der Kinder, ist nicht Naturnotwendigkeit oder göttlich gewolltes Verhängnis, sondern menschliche Schuld, die ihr Gericht nach sich zieht: das ganze eheliche Leben wird eine fortlaufende Kette von Geburten und Todesfällen; die beiden schwersten Leidensmomente kehren ununterbrochen wieder; Wohlstand, leibliche Gesundheit der Mutter und Lebensfreude werden in der Familie dadurch verschlungen. Schließlich tritt bei den Eltern jene müde Resignation ein gegenüber dem Leben, wie sie die Buddhistische Religion beseelt, und die Sehnsucht, daß endlich einmal das Räderwerk der Lebensmaschine stillstehen, daß der Geschlechtstrieb ertötet und die Leidenskette, Geburt und Tod, ablaufen möge. Diese Buddhistische Lebensmüdigkeit klingt aus den Schriften der modernen Dichter und Denker deutlich genug an unser Ohr.

Darum ist es nötig, unsern Kindern den göttlichen Willen vorzuhalten, daß der Leib gepflegt und gestärkt werde, daß seine Lebensbedingungen erforscht und nicht wissentlich verletzt werden dürfen, weder am eigenen Leibe noch an dem des Nächsten. Das Gebot will die Ehrfurcht vor dem Leibe des Menschen den Gewissen einschärfen und den Weg zur Ausbildung seiner Anlagen und zur Erhaltung seiner Gesundheit zeigen. Du sollst nicht töten! d. h. du sollst alles das meiden, was deinen Leib schwächen und sein Leben nutzlos verkürzen könnte; desgleichen sollst du sorgen, daß auch deine Nächsten (insbesondere deine Kinder) nicht an Leib und Leben geschädigt werden.

Das siebente (sechste) Gebot

Die Ehe soll nicht gebrochen, d. h. nicht geschieden werden. Die Kinder gebrauchen sowohl Vater als Mutter, sie müssen am schwersten unter einer Scheidung leiden. Ehe es zu einer gerichtlichen Scheidung oder zur böswilligen Verlassung kommt, ist in der Regel das Verhältnis der Ehegatten schon heillos zerstört, so daß oftmals das Zusammenleben vom Standpunkt der Moral verabscheuenswürdiger ist als die Scheidung. Luther hat in der Erklärung auf die Bedingungen hingewiesen, die erfüllt werden müssen, wenn es zu rechter, dauernder ehelicher Liebe und Treue kommen soll: „Wir sollen keusch und züchtig leben in Worten und Werken.“ Unkeuschheit, Schamlosigkeit, Zuchtlosigkeit vor der Ehe und in der Ehe heben die sittliche Achtung und damit die Voraussetzung der ehelichen Liebe und Familiengemeinschaft auf.

Diese Blüten des sittlichen Personlebens, welche Luther nennt, sind aber nicht die einzigen Voraussetzungen der Aufgabe, welche mit jeder Ehe gesetzt ist. Es gehören auch Reife des Charakters und eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit dazu, daß der Ehebund zwischen Mann und Frau zu einem unlösbaren wird. Die christliche Kirche darf es nicht den Roman-

schriftstellern und Dramatikern überlassen, der Menschheit zu predigen, daß Charakterschwäche, selbstsüchtige Grundsätze und überhaupt das Absehn von innerem Verständnis es zu rechter Gemeinschaft zwischen Mann und Frau in der Ehe nicht kommen lassen, sondern Bruch oder Scheidung der Ehe zur Folge haben werden. Sie muß selbst darauf hinweisen, daß nur bei gegenseitiger Verständigung über die höchsten Lebensziele eine unlösbare Gemeinschaft hergestellt werden kann, wie zwischen Christus und seinem Jüngerkreise.

Andererseits hat die Ehe auch ihre wirtschaftliche Voraussetzung. Kann ein Familienvater keine genügend geräumige und gesunde Wohnung für seine Familie halten, so ist die Pflege des Schamgefühls bei den Kindern unmöglich. Kommen die bekannten Nöte der zahlreichen Geburten, der Krankheiten und Todesfälle hinzu, so würde eine sittliche Heldenkraft dazu gehören, Halt zu bewahren und in aller Armseligkeit ein reines, genügsames Familienleben zu führen. Die stete Sorge und der quälende Anblick der Not treiben den Mann in die Branntweinschenke, um sich zu betäuben, vielleicht auch in die Arme einer Prostituierten. Das Leben der Frau ist eine fortlaufende Kette von Entbehrungen, Ueberanstrengungen und oft schmachvoller Mißhandlungen. Von „lieben und ehren“ kann nicht mehr die Rede sein. Die Ehe ist thatsächlich gebrochen, meistens ist Mittellosigkeit der einzige Grund, weshalb nicht gerichtliche Scheidung beantragt wird.

Die Erfüllung des Gebots: Du sollst nicht ehebrechen, fordert daher: Wir sollen Scham und Zucht nicht verletzen, für die Ehe sparen und in der Ehe die Last des Andern tragen, damit wir das Gesetz Christi erfüllen und den Ehebund unlöslich machen.

(Schluß folgt) Gallwitz

Christian Hermann Weiße

Am 10. August 1901 waren hundert Jahre seit Weißes Geburt vergangen. Keine öffentliche Feier hat daran erinnert. Die Christliche Welt soll wenigstens nachträglich noch dieses Mannes gedenken, dessen Leben der Aufgabe gewidmet war, im Kampfe gegen mächtige Zeitströmungen das evangelische Christentum uns zu erhalten.

Weißes Vater war Professor der Rechte in Leipzig, sein Großvater, Christian Felix Weiße, der bekannte „Kinderfreund“. Alle drei besaßen das Rittergut Stötteritz bei Leipzig. In Leipzig geboren, ist der Enkel, der beide Vorfahren an Begabung weit übertraf, am 19. September 1866, ein Opfer der Epidemie, die mit dem Kriege sich verband, in dem altertümlichen Herrenhause des Familiengutes gestorben. Seine wissenschaftliche Bildung hatte er ganz Leipzig zu danken. Dem Vater folgend, widmete er sich der Rechtswissenschaft. Durch Gottfried Hermann aber und durch einen edeln Freundeskreis, dem Fechner, Haupt, Jahn, Mommsen angehörten, ward die Begeisterung für das griechisch-römische Altertum in ihm erweckt. 1823 habilitierte er sich an der Universität seiner Vaterstadt. Seine Vorlesungen behandelten philologisch-historische, dann philosophische Stoffe. Seine ersten Schriften waren Arbeiten über die griechische Mythologie. Schon in ihnen zeigt sich, daß Weiße mit der herrschenden Hegelschen Philosophie nicht mehr im Einklang stand. Mit einer Abhandlung über die Prinzipien der platonischen und aristotelischen Philosophie übernahm er 1828 eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Leipziger Universität. 1829 erschien seine Schrift „über den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie“, der 1832 und 1842 zwei verwandte folgten. In ihnen sprach er aus, worin und warum er Hegel nicht folgen könne. 1849 legte er in seiner produktiven Weise dar, „inwiefern sich die Philosophie wieder an Kant zu orientieren habe“, der Bahnbrecher für den Pfad, auf dem jetzt Alle gehen. 1830 erschien seine „Aesthetik oder Wissenschaft vom Schönen“, in gewissem Sinne die erste systematische Darstellung dieser philosophischen Disziplin, in Hegelscher Methode durch ihren Inhalt eine Ueberwindung der Hegelschen Begriffsphilosophie. In seiner „Idee der Gottheit“ (1833) und durch sein Eintreten in den eben entbrannten Kampf über die Unsterblichkeitsfrage und die Theodicee zeigte er, was er dem Begriffsformalismus entgegenzusetzen habe, nämlich die Erkenntnis der Persönlichkeit und ihres ewigen Wertes. Sie begründete er durch seine „Metaphysik“ 1835 und durch eine reiche Fülle von Abhandlungen in philosophischen und theologischen Zeitschriften. Es entstand die theistische Schule, für die er gemeinsam mit J. H. Fichte die „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie“ in das Leben rief, die unter anderem Titel noch heute besteht. 1837 trat er für einige Zeit von seiner philosophischen Professur zurück, um in der Stille theologischen, namentlich auch patristischen, Studien sich zu widmen. Veranlaßt durch das „Leben Jesu“ von Strauß ließ er 1838 seine „Evangelische Geschichte“ erscheinen, in der er die noch immer herrschende Hypothese begründete, das Markusevangelium sei das älteste. Gleichzeitig erwarb er von der Universität Jena den Titel eines Doktors der Theologie. Zur Ergänzung jener Schrift verfaßte Weiße 1856 eine andere: „Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium“. 1845 ward er ordentlicher Professor der Philosophie. Bald darauf trat er auch als Privatdozent in die theologische Fakultät ein. 1849 erschienen seine „Reden über die Zukunft der evangelischen Kirche“ in zwei Auflagen, 1852 seine „Christologie Luthers“, endlich 1852 bis 1862 seine „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christentums“ in 3 Bänden. Damit war das Lebenswerk des unermüdlichen Mannes abgeschlossen.

Die wissenschaftliche Bildung Weißes war die umfassendste, die man sich denken kann. Die klassische Philologie, die Kunstgeschichte, die Rechtswissenschaft und die Oekonomik, die Philosophie, die Dogmengeschichte in ihrem ganzen Umfange, die neutestamentliche Theologie und die Dogmatik beherrschte er wirklich. In keinem Fache war er Dilettant. Wie tief er auch in dornige Gebiete eingedrungen war, das habe ich kennen gelernt, als er einem Freunde und mir Privatunterricht über die lutherische Scholastik gab. Er war ein Denker ersten Ranges, wie Arthur Drews ganz richtig sagt, Philosophen wie Hegel durchaus ebenbürtig. Bei jeder Frage war ihm die Fülle des Wissens gegenwärtig. Er liebte, wie er selbst sagte, die positive, fortbildende Kritik. Sein Denken war stets das Werk seines ganzen Charakters. Er war ein Mann, eine sittliche Persönlichkeit von eminenter Kraft. Damit ist der Kern seiner Weltanschauung bezeichnet.

Hegels Philosophie gewann die Herzen durch die Fülle namentlich geschichtlicher Anschauungen, die sie belebte. Im Grunde aber war sie wie die der beiden großen Griechen vom Welterkennen ausgehende Begriffsphilosophie. Dadurch widersprach sie durchaus der Natur Weißes. Die Persönlichkeit war ihm mehr als reines Denken, die Geschichte etwas Anderes als das Schlachtfeld, auf dem der absolute Geist seine persönlichen Träger der fortschreitenden Idee opfert. Weiße kannte die Macht und Herrlichkeit der Kunst, vor allem aber die des sittlichen Willens. Auch ihm war das Absolute, das ruht und nicht anders sein kann, das Nächste, das wir von Gott erfahren. Aber in dem ewigen Geist, dem die Welt in ihrer Herrlichkeit, dem vor allem das sittliche Leben entstammt, muß ein Reichtum schöpferischen Lebens, schöpferischer allmächtiger Liebe sein. Gott ist Persönlichkeit. Und wenn auch die Weltentwicklung vom Unpersönlichen beginnen muß, Gott ringt doch mit ihr, mit jeder einzelnen Seele, sie zur Offenbarung seines persönlichen, seines Liebeslebens zu machen. Der Glaube an Gott den Vater, den Gottmenschen, das Gottesreich — er war sein Ein und Alles. Ihn hat uns Christus durch das, was er war, gebracht. Der eitlen, zersetzenden Kritik von Strauß setzte er seine positive entgegen. Der dogmatische oder mythische Christus mag dahin sinken — der religiöse, in dem Gott die ganze Macht seiner rettenden Liebe offenbart hat, wird dadurch gewonnen. Die Hegelsche Entwicklungstheorie, für die es nur Relatives giebt, bekämpfte Weiße. Ja, Gott wirkt durch die natürlichen und sittlichen Ordnungen; aber die Welt ist voll der schöpferischen Wunder seiner allmächtigen Liebe, vor allem das Menschenleben. Das

ist sein höchster Triumph, daß er ohne mechanische, widernatürliche Wunder in der Person Jesu das Wunder der vollendeten Offenbarung seiner ewigen Liebe vollbracht hat. Wie beugte sich der Mann des starken Charakters, der eminente Denker mit inniger Liebe vor Christo! Wie verstand er es, bewundernd uns einzuführen in die Lebensfülle jedes Wortes Jesu!

Die großen Denker schreiben nicht für ihre, sondern für eine spätere Zeit. Auch Weiße wird wieder aufleben. Nachdem die byzantinisch-physische und die römisch-juristische Auffassung des Christentums, die eine Zeit lang das religiöse Leben bei uns niederdrückten, überwunden sind, die Religion aber wieder als die Lebensmacht der Kirche und des Volkes erkannt ist, wird auch das Bedürfnis erwachen, sie wissenschaftlich, philosophisch zu erfassen. Dabei wird auch Weiße wieder Beistand leisten, wenngleich die klare, kritische Erfassung der Geschichte seit seiner Zeit nicht vergeblich gearbeitet hat. „Das philosophische Problem der Gegenwart“ (1842), die „Reden über die Zukunft der evangelischen Kirche“, vor allem sein Hauptwerk, seine „Philosophie des Christentums“, sind denen zu empfehlen, die in seine Gedankenwelt eintreten wollen.

Aber mehr als alle seine Schriften war seine Person. Weiße war ein eiserner Charakter, in Arbeit und Kampf gestählt. Sein Tagewerk begann früher als das aller Andern. Und wenn er in die Arbeit eintrat, da erfaßte er die Probleme im tiefsten Grunde und mit ganzer Seele. Halbheit und Konnivenz kannte er nicht. Unerbittlich streng war er gegen seine Schüler. Ausgegangen von Frömmigkeit Herrnhutischer Art, mit Liebe an die griechischen und deutschen Dichter, vor allem an Dante dahingegeben, fühlte ich mich fremd der sinkenden rationalistischen und der beginnenden Repristinationstheologie gegenüber. Ich wollte daher zur Philologie übergehen. Da wies Weiße diese Verzagtheit zurück. Ich solle erst die Tiefe der religiösen Probleme kennen lernen; zur Flucht sei es dann immer noch Zeit. So verkehrte Weiße mit seinen Schülern. Und dieser selbe Mann, der unerbittliche Konsequenz des Denkens, selbstlosesten Wahrheitssinn von uns forderte, war dann doch wieder der innigste, teilnehmendste Freund, ausgezeichnet durch unvergleichlichen Zartsinn. Auf dem schattigen „Philosophenwege“ seines Gartens erfreuten wir uns nicht bloß an der wunderbaren Produktivität seiner Gespräche, sondern auch an der Tiefe seiner Empfindung, die zuweilen unwillkürlich, wenn auch ohne Worte, zu Tage trat, etwa wenn ein schöner Sonnenuntergang seine ganze Seele ergriff. Was er uns war, das haben wir in jeder Lage unseres Lebens empfunden. Seine Person hat uns die Erkenntnis eingeprägt, daß vor allem von den persönlichen Schöpfungen Gottes das Wort des Dichters gilt: sie werden bleiben, denn sie sind. Wenn Weiße auch keine Schule gemacht hat, so ist doch das schon ein hoher Gewinn seiner Lebensarbeit gewesen, daß Kunsthistoriker, Naturphilosophen wie Snell, vor allem selbständige Denker wie Lipsius, Lotze, Seydel es immer bekannt haben, ihre tiefsten und besten Ueberzeugungen hätten sie ihm zu danken gehabt.

Sulze

Neue Dramen von August Strindberg

1

. . . Das katholische Zeremoniell hatte stets eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. Der tägliche Gottesdienst, der in der That aufregender war als die Dankopfer der antiken Welt, fesselte ihn ebensosehr durch die stolze Verneinung der sinnlichen Wahrnehmung wie durch die primitive Einfachheit seiner Formen und das ewige Pathos von der Menschheitstragödie, die er zu symbolisieren suchte. Er liebte es, auf dem kalten Marmorpflaster niederzuknieen und den Priester in der weißen, blütenförmigen Mütze zu beobachten, wie er mit seinen bleichen Händen langsam den Schleier des Tabernakels lüftete und die mit Juwelen verzierte, laternenförmige Monstranz mit der blassen Hostie aufhob, die zu Zeiten — es ist kaum auszudenken! — in der That ein panis coelestis, das Brot der Engel, ist. Dann sah er wieder, wie der Priester, in das Gewand der Passion Christi gekleidet, die Hostie in dem Kelch zerbrach und sich vor die Brust schlug, um seiner Sünde willen. Auch übten die Weihrauchgeräte, welche Chorknaben wie große goldene Blumen in die Luft schleuderten, einen besondren Reiz auf ihn aus. Wenn er dann hinaustrat, pflegte er mit Verwunderung die schwarz gekleideten Beichtkinder zu betrachten und sich in einer dunklen Ecke niederzulassen, um den Worten der Männer und Frauen zu lauschen, die vor einem beschmutzten Gitter die Geschichte ihres Lebens bekannten. . . .

Diese Sätze aus dem Roman eines im Elend gestorbenen englischen Dichters, der eine ebenso stark künstlerische wie pathologische Natur war, geben uns Fäden an die Hand zum Verständnis der Wandlung des Künstlers Strindberg zum gläubigen Katholiken primitivster Art. Vergl. auch 1900 Nr. 16 f. wo von dieser Wandlung schon die Rede war — die vielleicht schon wieder vorbei ist.

Der Strindberg, der in seiner atheistischen Zeit ein großer Psychologe und doch der Meinung war, die Funktionen keiner Menschenseele seien so leicht wie die der niederen Mathematik auf eine einfachste Formel zu bringen, ist jetzt in seiner Psychologie ganz mittelalterlich einfach und einfältig — ohne üblen Nebensinn — geworden.

Sehr deutlich zeigt das sein Passionsspiel in drei Akten: Ostern.

Diese primitive Psychologie giebt dem Werk einen besondren, fast biblischen Reiz. Aber was in der Bibel etwas Großes ist, bedeutet im Drama eine Schwäche. Die Psychologie der Bibel geht naturgemäß auf die möglichst deutliche Zeichnung des Typischen, des allen Menschen Gemeinsamen. Dem Drama ist das Gleiche naturwidrig, denn es hat es zunächst mit der Darstellung oder vielmehr Entwicklung des Individuellen zu thun. Dieser Entwicklung wird das Typische nur immanent sein dürfen, wie es bei der Entwicklung des Einzelmenschen auch ist. Kehrt das Drama aber das Typische nach außen, macht der Verfasser Worte darum, statt daß er das Typische die Leser und Hörer aus der Totalität des Werkes selbst finden läßt, so haben wir kein Drama mehr, sondern eine Predigt gewöhnlichen Schlags.

Und wie mit dem Typischen verhält es sich auch mit dem Ethischen im Drama. Es sind nicht die besten Dramen, die ihre Ethik nach außen kehren und viel Worte davon machen. Ich erinnere mich nicht, dergleichen bei Shakespeare gefunden zu haben. Wohl aber zum Beispiel bei Sudermann. In den besten Werken Hauptmanns dagegen ist es auch nicht zu finden. Vielleicht liegt es nicht zum wenigsten hieran, daß in christlichen Kreisen Sudermann immer noch leichter Verständnis findet als Hauptmann, wenn ich von der dramatisch üblen Versunkenen Glocke absehe, die ihr Bestes Shakespeares Sommernachtstraum und Goethes Faust verdankt. Für nur christlich und daher zunächst ethisch interessierte Kreise ist es einfach wider die Natur, das grade wegen des Nach außen kehrens des Typischen und Ethischen schwächere Drama nicht für das bessere zu halten. Wenn heute zum Beispiel Jemand Richard III. schriebe, es ginge ihm in allen Kirchenzeitungen unzweifelhaft viel schlechter, als es da Sudermann je gegangen ist. Und doch wird Niemand zweifeln, daß Shakespeare nicht nur der größere Dichter, sondern auch der tiefere Ethiker war. Das ist aber nicht die Folge unsrer größeren ästhetischen Bildung, sondern nur einer uns nach und nach durch Schule, Haus, Lektüre eingebläuten Gewöhnung. Sowie es sich um ein Drama der Gegenwart handelt, sinken wir nur zu schnell in den alten Fehler zurück. Womit nicht gesagt sein soll, daß dies außer an geringer ästhetischer Bildung nicht auch an einer höchst oberflächlichen Anschauung von dem, was ethisch ist, liegt.

Strindbergs Ostern ist nun ein Werk, das Typik und Ethik über Gebühr nach außen kehrt. Ich glaube, daß auch der strammste Pietist nicht viel an dem Drama aussetzen kann, daß er es vielmehr für ein bedeutendes Kunstwerk halten wird, falls ihm nicht einfach jedes Dichtwerk für Teufelswerk gilt. Und doch ist es in Wahrheit grade aus diesen Gründen ein schwaches Drama. So einfach geht es im Leben nicht von Sünde zur Vergebung, so typisch nicht in concreto vom alten zum neuen Menschen, von Karfreitag zu Ostern. Ganz abgesehen davon, daß Strindberg echt mittelalterlich primitiv, aber höchst untragisch persönliches Leiden stets und nur als Folge persönlicher Schuld sieht.

Aber ein Wesen findet sich in dem Stück, das zeugt für den Dichter Strindberg, der so leicht nicht zu töten ist: die sechzehnjährige Tochter des Hauses, Eleonore. Ein Kind, eine reine Seele, der viele Geheimnisse offenbar sind. Was kein Verstand der Verständigen sieht, ihr thut es sich kund. Freilich, es ist kein „gesundes“ Kind. Aber Eleonore benimmt sich doch nicht so unnatürlich wie die Kinder in Björnsons Ueber die Kraft zweiter Teil, vierter Akt; sondern Strindberg hat es verstanden, trotzdem Eleonore Viel sagt, was „über ihre Jahre“ geht, sie es so sagen zu lassen, daß es möglich und nicht nur Tendenz ist. Strindberg gelang es, diese Gestalt so stark in Stimmung zu tauchen, daß man nicht zweifelt an dem, was sie sagt und thut.

Wenn ich mir freilich vorstelle, daß diese Eleonore als eine geschminkte, geschnürte Schauspielerin abends um halb sieben auf die Bühne tritt, umgeben von gemalter Leinwand und Kulissen aus Pappe, erhellt von elektrischem Licht, angestarrt von Leuten, die eben Beefsteak gegessen haben oder um halb zehn, aber pünktlich! Beefsteak essen wollen, wird mir nicht wohl. Auf den Brettern, die angeblich die Welt bedeuten, hat Eleonore schwerlich jemals Glück. Sie hatte es nicht bei der Premiere in Frankfurt a. M., auch nicht bei der Aufführung in München. Aber daheim in einer stillen, gelegenen Stunde wird sich Manchem, wie ich glaube, ihr Geheimnis enthüllen.

Leute freilich, die sich Nichts träumen lassen, die bei Kinderaugen nur sehn, ob sie grün oder grau sind, seien gewarnt. Sie würden über diese Gestalt nur lachen und von spiritistischem Humbug reden. Und sie hätten recht — natürlich!

2

In ihren ersten Flegeljahren hat die Aesthetik der Modernen mit Vorliebe das historische Drama vernichtet, indem sie mit viel Mühe, Scharfsinn und Ueberzeugung nachzuweisen suchte, das historische Drama sei ein Unding. Jetzt erhebt sich das historische Drama wieder, ohne sonderlich Schaden genommen zu haben. Es wird vielleicht nicht lange dauern, so weist die jüngste Aesthetik nun mit viel Mühe, Scharfsinn und Ueberzeugung nach, nur das historische Drama könne ein Drama großen Stils sein. Mir will freilich scheinen, es käme mehr als auf derlei Fragen darauf an, ob einer Etwas kann. Dann dürfte nämlich das historische Drama genau so berechtigt und wirkungsvoll sein wie das zeitgenössische.

Ein Dichter verfällt auf einen historischen Stoff ja nicht, weil es ihm darum zu thun ist, Geschichtsbilder mit möglichster historischer Treue auf die Bühne zu bringen, sondern weil ihn grade die Besonderheit einer bestimmten Zeit fesselt. So mag zum Beispiel Gerhart Hauptmann zum Stoff seines Florian Geyer gekommen sein. Oder aber der Dichter wählt einen historischen Stoff, weil an diesem bestimmten Punkt der Geschichte ein Mensch oder Menschen gewirkt haben, deren Konflikte die Konflikte des Dichters oder seiner Gegenwart sind, deren Konflikte ihm also besonders nahe gehn, ihn besonders zur Darstellung reizen und ihm grade in diesen geschichtlichen Persönlichkeiten stark und rein wirksam erscheinen. Ich denke hier zum Beispiel an Schillers Tell. Oder aber, und das wäre der dritte Fall, dem Dichter hat es sowohl die Besonderheit einer bestimmten Zeit als auch der Konflikte ihrer Helden angethan. Ich erinnere an Schillers Wallensteintrilogie, auch an Ibsens Kaiser und Galiläer.

Dieser dritte Fall ist der seltenste und der am schwersten ausführbare. Er verlangt vom Dichter, daß auch ein gut Stück Historiker in ihm lebe. Der zweite Fall ist der dem Dichter nächstliegende, daher auch häufigste. Der erste entspricht am meisten der Weltanschauung des modernen Dichters, so weit er Naturalist ist. Denn er darf konsequenter Weise nicht einen Einzelmenschen so zum Mittelpunkt machen, wie es das Drama verlangt, da ihm auch der heroische Mensch nur ein Produkt seiner Zeitumstände und seiner Voreltern ist. Wie nun Taine zum Beispiel in seiner Geschichte der französischen Revolution die Zeit meisterhaft darstellte, aber ihren Helden schon wegen seiner Weltanschauung garnicht gerecht werden konnte (wie anders ist das bei Carlyle!), so vermag auch ein Dramatiker dieser Art wohl ein vortreffliches Bild einer bestimmten Zeit und ihres Sehnens und Suchens zu geben, und das hat Hauptmann in seinem Florian Geyer gethan; aber er kann den Helden dieser Zeit nicht gerecht werden. Das aber ist für den Dramatiker noch übler als für den Historiker; denn ich glaube, daß der Held dem Drama wesentlich ist, soll es nicht auseinander fließen, was nur dem Epos nicht unter allen Umständen schädlich sein muß.

Strindbergs historisches Drama Gustav Wasa, Schauspiel in fünf Akten, hat nun zwar einen Helden, wie schon der Titel sagt, aber er steht nicht genügend im Mittelpunkt des Ganzen. Daß Gustav Wasa in den ersten anderthalb Akten überhaupt nicht vorkommt, will nicht viel besagen, aber er beherrscht auch nicht die folgenden Akte, und deshalb wird das Interesse zersplittert. Ein großes Uebel für jedes Drama. Es kommt dem unbefangenen Leser hier nur deshalb nicht so störend zum Bewußtsein, weil gewissermaßen einen Ersatz für das nicht genügende Hervortreten des Helden, an den sich doch alles Andre kristallisieren müßte, die starke, einheitliche Stimmung bildet, die das ganze Werk durchzieht. Die Stimmung jener rauhen, reckenhaften Zeit, die sich mit der der altnordischen Sagen berührt. Etwas von Art und Wesen der Wickinger geht durch das Drama und verleiht ihm den Zug zur Größe, der bei dem Helden nicht ausreichend zum Ausdruck kommt. Strindberg befand sich noch zu sehr in seiner Swedenborgisch mystischen Haut, die klarer, scharf umrissener Menschengestaltung nicht günstig ist. Zudem ist er hier nicht frei von dem modernen Streben, möglichst viele und möglichst feine seelische Details zu geben, was für das epische Schaffen Bereicherung bedeutet, im modernen Gesellschaftsstück ein Vorzug sein kann, aber dem großzügigen historischen Drama ein Hindernis ist.

Für uns von besondrem Interesse muß Strindbergs Schauspiel in fünf Akten Gustav Adolf sein. Folgende Aussprüche that der Dichter selbst über seinen Helden und sein Drama:

> Gustav Adolf war ein Nathan der Weise. Er war ein protestantischer Heiliger; ich habe ihn zu einem Weltheiligen gemacht. . . . Ich habe „Gustav Adolf“ für die Bühne eingerichtet. Ich hatte ihn so breit angelegt, weil ich den ganzen dreißigjährigen Krieg geben wollte; für die Bühne bleibt nur Gustav Adolf übrig, Tilly und Wallenstein fallen fort. Auf die Vermenschlichung bin ich im „Gustav Adolf“ ausgegangen.

Das Drama umfaßt im Druck 336 Seiten, ist also von ungewöhnlicher, schon mehr epischer Ausdehnung. Auch wenn man Alles fortläßt, was Strindberg für die Bühne fortgelassen wissen will, bleibt noch ein Werk, das an Länge mit dem Florian Geyer Hauptmanns konkurrieren kann. Und wie im Florian Geyer die Wiedergabe des Zeitkolorits besonders wirkungsvoll ist, so gilt dies auch von diesem Gustav Adolf, wenn das Zeitkolorit auch mehr schwedisch als deutsch gehalten wurde, was an sich ja kein Schade.

Das Drama hat, was seine Aufführbarkeit angeht, außer der Länge noch den Nachteil allzu häufigen Szenenwechsels. Doch den teilt es mit Shakespeare, der trotzdem alle Regisseur- und Dramaturgentheorien bezwungen hat. Besitzt nun auch dieser Gustav Adolf diesen inneren Zwang?

Sehen wir uns den Helden selbst ein wenig näher an, so steht er zwar äußerlich ganz im Mittelpunkt des Dramas, denn er tritt fast in jeder Szene auf. Aber jedenfalls ist er trotzdem kein Held im Sinne des früheren historischen Dramas, wie etwa Schillers Wallenstein. Dazu ist er zu sehr der Getriebene und zu wenig der Treibende. Das wirklich treibende Element ist das Schicksal, oder Strindbergisch-christlich ausgedrückt: Gott. Und zwar ein Gott, dessen Wege dem Helden durchaus dunkel sind, der sie also auch nicht durch eigne Kraft selbst zu gehn sucht, sondern durch mystisch-blinde Hingabe sich bald hierhin bald dorthin führen läßt. Er ist stets der Geführte, oft der Genasführte. Grade wie beim Schicksal der Alten. Hier haben wir meines Erachtens den wundesten Punkt des Dramas. Hier entpuppt sich Strindbergs Weltanschauung als die absolut deterministische, die sich von dem naturwissenschaftlichen Determinismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

nur durch ein ander Mäntelchen unterscheidet. Wenn er an die Stelle eines naturwissenschaftlichen Terminus jetzt den Begriff Gott setzt, ändert das an dem Determinismus an sich noch garnichts.

Dieser Gustav Adolf weiß thatsächlich nie vorher, wohin die Fahrt eigentlich geht, was Zweck und Ziel seines dramatischen Lebens. Die ganze Aktion des Dramas erhält zum Beispiel durch den Juden Markus mehr entscheidende Direktiven als durch den König. Das mag historisch korrekt sein, obwohl ich es für die Details nicht weiß, aber dramatisch ist es nicht. Das Drama verlangt nun einmal eine gewisse Aktionsfreiheit des Helden, Ziele, die der Held aus eigner Kraft herbeizuführen strebt mit eigenen, ihm eigentümlichen Mitteln. Ein dramatischer Held darf nicht eine Drahtpuppe an der Hand des Schicksals oder Gottes sein, mag es auch für sein Handeln, aber erst in zweiter Linie, noch so viel innere und äußere Abhängigkeiten geben. Während unsre Gustav-Adolf-Festspiele gerne all diese Abhängigkeiten vergessen, leidet dieser Gustav Adolf an dem umgekehrten Fehler, der nicht kleiner ist als der andre.

Gewiß, Strindbergs König entwickelt sich. Aber nur vom engen Lutheraner immer mehr zum weitherzigen Humanisten. Das ist die Vermenschlichung, von der Strindberg spricht. Da liegt in der That eine Entwicklung zu einer Art Nathan dem Weisen. Aber dramatisch wirksam ist das nicht.

Mir scheint, dieser Fehler mußte Strindberg schon deshalb zustoßen, weil ihn nicht so sehr die Darstellung und Entwicklung eines bestimmten, eigenartigen Menschen gefesselt hat, als vielmehr die Darstellung und Entwicklung einer bestimmten Idee, die ihm noch so sehr auf dem eigenen Herzen brennt, daß er für sie auch als Dramatiker in oft nicht künstlerischer Weise Propaganda macht. Als die Idee der Toleranz könnte man sie kurz bezeichnen.

Seine **anima catholica** spielt ihm außerdem noch den Streich, daß er an dem erwachenden Protestantismus Etwas als wesentlich sieht, was nur eine Begleiterscheinung jeder die Gemüter in den Tiefen erregenden neuen Bewegung ist: nämlich die Verwirrung der Geister, die derlei stets im Gefolge hat.

Ich habe mich bei diesen Dingen länger aufgehalten, weil sie für unsre Leser interessant sein dürften, und weil sich oft an den Fehlern überhaupt mehr sehn und erkennen läßt als an den Vorzügen. Es sei deshalb zum Schluß nicht verschwiegen, daß trotz Alledem eine große Wirkung von dem Buche ausgeht, und daß man Schweden um dies Werk beneiden kann, das sich endlich einmal wieder mit großen Fragen abgiebt und sie zum Teil auch zu gestalten weiß.

Alle drei Dramen sind deutsch erschienen in E. Piersons Verlag, Dresden-Leipzig und kosten 2 Mk., der Gustav Adolf 3,50 Mk.

Hans Fischer

Die Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Leipzig vom 27. bis 29. Oktober 1901

1

Wenn in einen Organismus Gifte eindringen, müssen von ihm Gegengifte erzeugt werden. Ein böses Gift durchwühlt unter dem Namen der Unzucht den Volkskörper, nur kräftige Gegengifte vermögen der Zersetzung Einhalt zu thun. Die Sittlichkeitsvereine wollen eine kräftige Gegenwirkung gegen die Unzucht sein. Es ist ein Zeichen der Gesundheit des deutschen Volkes, daß solche Vereine zustande kamen, und daß sie ihre Kräfte in einem großen Verbande zusammenschlossen.

Das Gesamturteil über die letztjährige Konferenz ist allerdings kein günstiges, weil ihrer Arbeit ein fester, wissenschaftlicher Unterbau fehlte. Der ist aber nötig, einmal, weil nur aus der genauesten Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse, aus der sicheren Beurteilung der einzelnen Erscheinungen Richtlinien für praktisches Handeln gewonnen werden können, und sodann, weil zu einer Bewegung in Vielen nur dadurch Vertrauen erweckt wird, daß in ihr eine solide Durcharbeitung der Probleme vorgenommen wird. Der Deutsche ist einmal so, daß er ein rein praktisches Handeln ohne theoretische Vertiefung ablehnt. Der Kongreß war in diesem Sinne undeutsch; Probleme theoretischer Art schien es für ihn kaum zu geben.*)

2

In der Abendversammlung am Sonntag sprachen drei Redner über „Bibel und Sittlichkeit“. Der erste war Pastor Philipps aus Berlin. Er rechtfertigte die Offenheit der Bibel, mit der in ihr über sexuelle Dinge gesprochen werde, als pädagogisch wirkungsvoll. Daß in der Bibel gelegentlich sehr breit diese Dinge ausgemalt werden (Hesekiel), hat er nicht gesagt. Ein Hinweis darauf setzt allerdings die Zulässigkeit einer Kritik an der Bibel voraus; aber davon will man in den Sittlichkeitsvereinen Nichts wissen, wenigstens nicht in der Leitung des Kongresses. Das trat sehr deutlich hervor in der Rede des Pfarrers Lic. Weber aus München-Gladbach über: „Was lehrt die Bibel über Ehe und Familie.“ Er gefiel sich darin zu zeigen, daß er seine Anschauungen nur aus der Bibel empfange. Die monogamische Ehe ist im Paradiese gestiftet, an der Unterdrückung des Weibes bei den Heiden war der Teufel schuld. Vor jeder Ueberzeugung kann man Achtung haben, auch vor dem schroffen Biblizismus, der Nichts selber wissen will, sondern sich Alles aus der Bibel offenbaren läßt. Aber eine andre Frage ist die: Wird man damit auf den Menschen von heute Eindruck machen? Es gilt doch gerade das moderne Leben mit dem Geiste der Sittlichkeit zu durchsetzen. Paulus wurde den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Die Führer der Sittlichkeitsbewegung meinen, man könne den Modernen predigen und selbst antik bleiben.

Denselben Autoritätsglauben entwickelte der letzte Redner, der Generalsekretär der Sittlichkeitsvereine, Reichstags- und Landtagsabgeordneter Henning-Berlin. Sein Bibelglaube ist konservative Naivetät. Er denkt, dieser Glaube sei für das ganze Volk heilsam, dementsprechend empfiehlt er seine Annahme. Das thut er in einer schlichten, nüchternen, natürlichen Redeweise, sodaß er die Sympathien auch der Andersdenkenden gewinnt. In ihm ist der alte, ehrliche, volksfreundliche Konservativismus verkörpert, wie er leider in der agrarischen Hochflut zu ersticken scheint. Henning entschädigte für seine Vorredner. Wenn doch die Theologen einsehn wollten, wie sehr sie mit ihrem Pathos ernste Leute abstoßen. Das Empfinden geht heutzutage dahin, daß man gar keine wertvollen Gedanken erwartet, wo Jemand mit dem Brustton der Ueberzeugung recht viel sagen will.

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

3

Es folgen nun Eindrücke von der Delegiertenversammlung am Montag. Die Presse hatte keinen Zutritt, jedoch wurden die Verhandlungsgegenstände freigegeben durch offizielle Berichterstattung. Wir fassen unser Urteil in fünf Punkte zusammen.

1. Am guten Willen fehlt es nicht. Sämtliche Delegierte, soweit sie auf der Konferenz hervorgetreten sind, machen den Eindruck, daß es ihnen um die Sittlichkeitssache heiliger Ernst ist. Auch wird viel gearbeitet und, was besonders hervorzuheben ist, sie verfechten ihre Ideen mit anerkennenswertem Mut. Man ersah aus dem Bericht des Generalsekretärs und aus der Diskussion, daß eine ganze Anzahl von Gebieten fest in Angriff genommen sind. Schriftenverbreitung, Vorträge, Beobachtung der Litteratur, Bekämpfung unsittlicher Abbildungen in Schauläden, Beeinflussung der Presse, an Nichts von dem

---

*) Aus folgenden Schriften kann man die Leipziger Tagung näher kennen lernen: 1. Die dreizehnte Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine. Von Henning. 38 S. 30 Pf. Enthält Festpredigt und Protokoll der Verhandlungen. 2. Der deutsche Mann und die Sittlichkeit. Von Sohm. 8 S. 20 Pf. 3. Was lehren uns die Skandalprozesse der Gegenwart? von Stoecker. 12 S. 25 Pf. Verlag der Geschäftsstelle der deutschen Sittlichkeitsvereine (Berlin SW, Yorkstr. 84 a); für den Buchhandel Leipzig, Wallmann. Obiger Aufsatz ist auf Grund persönlicher Teilnahme an der Konferenz geschrieben. D H

lassen es die Vereine fehlen. Auch wird wacker gearbeitet, um die nötigen Geldmittel aufzubringen. Die Werbung neuer Mitglieder ist an manchen Orten mustergiltig, z. B. in Dresden. Die Verbandsleitung greift auch thätig ein in die Aktion gegen den Mädchenhandel, in das Fürsorgewesen, in die Kellnerinnenfrage. In der letztgenannten Hinsicht hat die Konferenz eine treffliche, durchaus maßvolle Eingabe beschlossen.

2. Die Vereine finden bei den meisten Behörden ein weitgehendes Verständnis und Entgegenkommen. Nur die Militärverwaltung zeigt sich bis jetzt unzugänglich. Es bestehen zu einzelnen Ministern gute Beziehungen, und im Einverständnis mit maßgebenden Persönlichkeiten ist Manches unternommen und durchgeführt worden. Es herrscht bei den Delegierten vollste Anerkennung über die Haltung der staatlichen Behörden. Vieles ist wohl der klugen, realpolitischen Anregung des Generalsekretärs zu verdanken, der schon als Abgeordneter im Reichs- und preußischen Landtag einen großen Einfluß hat. Auch der erster Vorsitzende Pfarrer Weber ist offenbar sehr einflußreich. Auf diese Weise verfügt die Konferenz über eine nicht geringe Macht und kann viel Gutes stiften.

3. Dieses Verhältnis zu den Behörden hat aber eine Gefahr. Die Bewegung kann leicht zur konservativen Parteisache werden. Die Vereine scheinen dieser Gefahr nicht ganz entgangen zu sein. Die ganze Haltung ist konservativ. Man hört das Schlagwort „Thron und Altar“, man schimpft auf die „Juden und Judengenossen“, man fordert Gewaltmaßregeln. Webers Ceterum censeo ist: Die Unzucht muß bestraft werden. Damit stößt er freilich Alle ab, die die Grenzen der staatlichen Macht kennen. Zudem ist das Schreien nach der Polizei unevangelisch; wir sollen mit geistigen Waffen streiten. Die Vereine sollen sich hüten eine freiwillige Hilfstruppe des Staatsanwaltes zu werden, sie würden so niemals volkstümlich werden.

4. Mit der politischen Einseitigkeit hängt zusammen die einseitige Zusammensetzung. Auf dem Kongreß sind hervorgetreten unter den Delegierten zwei Juristen, ein alter General, sonst lauter Geistliche. Ein Sittlichkeitskongreß ohne Aerzte! Wo waren die Künstler, die Kunstschriftsteller? Wo die Nationalökonomen und Statistiker? Am allerschmerzlichsten haben wir das Eingreifen eines Historikers vermißt. Wie kann man es wagen eines der schwierigsten Probleme der Gegenwart zu lösen, ohne auf Schritt und Tritt die Erfahrung der Geschichte heranzuziehen! Von ihr wurde auf dem Kongreß, soweit wir uns erinnern können, überhaupt nicht Notiz genommen. Das sollte in Deutschland unmöglich sein! Zu lernen war daher auf dem Kongreß so gut wie Nichts. Die Schuld freilich an diesem Mißstande tragen die Vereine nicht allein. Es herrscht in weiten Kreisen eine Abneigung davor in Sittlichkeitsfragen Stellung zu nehmen. Aber die Vereine müßten Alles daran setzen die Männer der Kunst und Wissenschaft zu gewinnen. Ohne sie ist eine gedeihliche Weiterarbeit beinahe unmöglich.

5. Aus dem Gesagten wird begreiflich, daß der Standpunkt zu einseitig theologisch ist. Ueber Kasernierung und Reglementierung der Unzucht wird ein absolutes Verwerfungsurteil gefällt und zwar rein aus sittlichem Gefühl, ohne das Urteil der Aerzte abzuwarten. Ein solches wird nur beachtet, wenn es zustimmt. Heißt man das nicht eine wichtige Frage übers Knie brechen? Es ist natürlich dringend zu wünschen, daß die Konzessionierung der Unzucht aufhöre, aber wir halten es für bedenklich, diesen Wunsch zum Vereinsdogma zu erheben.

4

Der Abend des zweiten Tages brachte eine große Männerversammlung und eine ebensolche Frauenversammlung. Wir besprechen nur die erstere. Die beiden Redner, Sohm und Stöcker, und der Gegenstand hatten mächtig gezogen. Es war der große Saal des Zoologischen Gartens gedrängt voll.

In Sohms Rede erreichte der Kongreß seinen Höhepunkt. Es war ein großer Wurf, wie er das Thema „Der deutsche Mann und die Sittlichkeit“ behandelte. Die Sittlichkeit als öffentliche Sache sei für den deutschen Mann die Bethätigung einer nationalen und sozialen Politik, als private Sache sei sie für ihn die Bedingung christlicher Frömmigkeit. Indem Sohm die Sittlichkeit mit den höchsten Aufgaben des deutschen Mannes in engste Verbindung brachte, ließ er ahnen, daß sie eine Regung immanenter Kräfte des Volkslebens sei. Was Sohm gab, war nicht eine Moralpauke auf den einen Punkt hin, sondern eine Anregung der höchsten Lebensgefühle, in denen die Sittlichkeit notwendig inbegriffen ist. Uebrigens war die Rede eine That nach zwei Richtungen hin. Er geißelte rücksichtslos den Hausbesitzeregoismus und das soziale Philistertum, das die niederen Klassen nicht aufkommen lassen will. So etwas hört der Leipziger Bürger nicht gern, aber es war ihm gesund. Sodann war es geradezu erhebend, wie Sohm, der Jurist, vor den Tausenden von Studenten, Bürgern, Arbeitern das Bekenntnis ablegte: „Ich lebe, daß ich Gott finde.“ Indem Sohm die Sittlichkeit in Beziehung setzte mit dem Vitalismus, ersparte er sich und seinen Zuhörern jenes Wühlen in der geschlechtlichen Sünde, das sovielen Sittlichkeitsvorträgen einen recht zweifelhaften Wert verleiht.

Stöcker hielt sich von diesem Fehler nicht frei. Wer wird aber auch über die Skandalprozesse reden! Er konnte durch das Hervorziehn von Dingen, die man schon anfing zu vergessen, kein Gruseln vor der Sünde erzeugen. Kaum wird er welche zu seinem moralischen Pessimismus bekehrt haben. Dazu fehlt die wissenschaftliche Begründung desselben. Er kann nicht beweisen, daß die moderne Unzucht den nahen Verfall der Volksseele anzeigt. Er kann uns nicht die Zuversicht nehmen, daß wirs hier mit Uebergangserscheinungen einer neuen Kulturepoche zu thun haben. Mit der Verfeinerung aller Lebenskräfte in unserer Zeit muß eine Verfeinerung, Raffinierung der Sünde Hand in Hand gehen; durch sie werden die minderwertigen Elemente ausgesiebt zum Wohle des Ganzen, wie das immer war und immer sein wird. Woher käme sonst das frohe Kraftgefühl unserer Zeitgenossen, wie es sich auf allen Lebensgebieten und nicht zum wenigsten in der neu erwachenden Religiosität äußert? Wo man hinkommt, schreit einem die deutsche Lebensfreude entgegen. Wir glauben nicht an die Decadence.

Stöcker giebt keine Diagnose, er doktort auf die Systeme. Darum will er die Lex Heinze. Mit dieser Empfehlung hat er bei der Leipziger Bevölkerung wenig Glück. In Leipzig hat sich sogar der Sittlichkeitsverein gegen die Lex Heinze entschieden. Es geht das Gerücht, die Reichsregierung hätte seinerzeit den Entwurf fallen lassen wegen des Einspruchs, den der Leipziger Verein erhob. Diesen trifft die zum Teil herbe Kritik, die wir hier üben müssen, nicht; denn erstens er wird geleitet von einem liberalen Juristen, zweitens er dekretiert nicht die Abschaffung der Kontrolle, drittens er schützt durch seine obenerwähnte Stellungnahme die Kunst, viertens er gehört überhaupt nicht zum Verband der deutschen Sittlichkeitsvereine. Er kann vielleicht einmal die Sittlichkeitsbewegung in ein besseres Fahrwasser leiten. Diese Bemerkung geschieht Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.

Im Schlußwort hielt es Pfarrer Weber für richtig zu sagen: „Wir sind Reaktionäre von Kopf bis zu Fuß; wir wollen eine Reaktion gegen alles Unsittliche.“ Ganz schön! Aber das Wort Reaktionär hat einen so bösen Klang, daß man lieber nicht eine von edlen Motiven getragene Bewegung dadurch in Mißkredit bringt.

5

Dienstag, der 29. Oktober, war der Haupttag des Kongresses. Er war kein Glückstag. Er begann mit den üblichen Begrüßungen. Bemerkenswert war, was der Vertreter des Leipziger Superintendenten sagte: „Mein Leipzig ist kein Sodom.“ Er warnte vor einer Unterschätzung der Großstadtbevölkerung. Die Unzucht würde in erster Linie von Fremden befördert. Von Leipzig gehe ein Strom sittlichen Segens aus besonders durch die Wissenschaft. Er nannte den Einfluß Wundts. Ad vocem Wundt: der Name Wundt stand mit unter der Einladung zum Kongreß; aber der Geist des großen Ethikers und Völkerpsychologen wollte nicht in die Verhand-

lungen kommen. Man merkte nicht, daß viele von den Delegierten „Wundt“ studiert hatten.

Den Hauptvortrag über: „Was kann geschehn zur Hebung der Sittlichkeit in unserer gebildeten männlichen Jugend?“ hielt Pastor Lic. Dr. Böhmer. Es steht schlimm um den Kongreß, wenn man keinen Redner fand, der anregender sprechen und tiefer in den Gegenstand einführen konnte. Der Vortrag war im besten Falle eine neue Gruppierung längst bekannter Dinge. Durch seine lähmende Breite stellte der Vortragende die Zuhörer auf eine harte Geduldsprobe. Der Saal, der Anfangs leidlich gut besetzt war, leerte sich, daß gegen Ende weniger als 50 Anwesende mit Einschluß des Vorstandes und der Presse gezählt wurden. Geradezu erheiternd wirkte die Utopie, es möchten doch alle jungen Leute in einer Familie wohnen; zu diesem Zweck müßten die Wohnungen entsprechend gebaut werden(!). Dem Vortrage folgte eine in gleicher Weise unfruchtbare Debatte. Einer empfahl frühes Heiraten und machte dem Staat Vorwürfe, daß er hierzu nicht die Möglichkeit verschaffe — als ob nicht durch das späte Heiraten der gebildeten Jugend erst der Kulturfortschritt möglich gemacht würde. Wer mit 22 Jahren schon an die Gründung eines Hausstandes denkt, hat keine Zeit und keine Lust in sich den Kulturmenschen zu schaffen. Ein Andrer empfahl die Zillersche Pädagogik — als ob ethische Anschauungen, die vom Individuum den Ausgang nehmen, nicht gerade am sexuellen Problem völlig versagten.

Unter diesen Umständen wird es uns Niemand verdenken, daß wir den Schluß des Kongresses als eine Wohlthat empfanden.

6

Die Sittlichkeitsbewegung hat ihren Ausgang genommen von Mitgliedern des geistlichen Standes und ist bis jetzt in der Hauptsache von ihnen getragen worden. Das bedeutet einen Ruhmestitel dieses Standes. Die Geistlichen haben sich als das Gewissen des Volkes bewährt; sie standen auf der Wacht und haben trotz Spott und Hohn wacker losgeschlagen gegen den eindringenden Feind. Daß damit viel Gutes geschaffen wurde, muß mit Dank anerkannt werden. Eins aber haben sie nicht erreicht, die Volkstümlichkeit ihrer Sache. Und doch ist gerade diese brennend nötig.

Wenn die Arbeit der Vereine einen wirklichen Wert haben soll, so muß sie sich in alle Kreise verzweigen, muß an allen Orten ihre Organe haben. So nur kann sie den Angefochtenen einen wirksamen Schutz bieten. Die Geistlichen genügen hierfür nicht, auch wenn sie sich in ihrer Mehrzahl beteiligten. Sie haben zu wenig Fühlung mit den beweglichen Elementen der Bevölkerung; für das werkthätige Volk sind sie meist nicht da. Die Geistlichen führen nicht mehr das Volk. Wie soll es ihnen gelingen die Grundsätze der Sittlichkeit ins Leben des Tages einzuführen?

Die Laienmitglieder, soweit sie gegenwärtig den Vereinen angehören, können das auch nicht. Es steckt in ihnen, wie auch sonst in „kirchlichen“ Leuten, viel Schüchternheit und wenig Kampfslust. Sie würden sonst auf dem Kongreß nicht so durch Abwesenheit geglänzt haben.

Aenderung kann nur werden, wenn die Leitung der Vereine und des Kongresses eine andre wird. Die Geistlichen, die um die Sache sich so hohe Verdienste erworben haben, müssen die Selbstlosigkeit haben, sich durch Mediziner und Andre ersetzen zu lassen. Sie sollen sich nicht zurückziehn, sondern nur die Leitung aus den Händen geben. Sie sollen nicht verlangen, daß jedes Unternehmen den Stempel ihres Geistes trägt, sie sollen vertrauen, daß auch in Andern Wahrheit und guter Wille vorkommt. Sie sollen aus der Sittlichkeitssache nicht ein geistliches Monopol werden lassen.

Wird man sich hierzu entschließen?

Liebster

Fünfzig Jahre Frauenarbeit für den Gustav-Adolf-Verein

Wie unser ganzes Kulturleben mit jedem Jahr unruhiger und geräuschvoller wird, so haben auch einige Zweige der christlichen Liebesthätigkeit diesem Zuge der Zeit Rechnung getragen und ihre Arbeit durch Hereinziehung von oft gar weltlichen Mitteln zu einer so geräuschvollen gemacht, daß man bei ihnen mit Fug und Recht von unerlaubtem Wettbewerb reden darf. Wohl sind dabei Augenblickserfolge erreicht worden, mit denen man die Masse blenden kann; aber den Urteilsfähigen wird es nicht entgehen, daß hier Treibhauspflanzen gezogen werden, die keine Lebensfähigkeit in sich tragen.

Recht im Gegensatz hierzu steht ein Liebeswerk, das heute in den Hintergrund gedrängt ist von so manchen andren viel „moderneren“. Es ist eine Arbeit, die gleichwohl vielen Tausenden von evangelischen Frauen und Jungfrauen lieb geworden ist, denn sie haben reichen Segen dabei für ihr innres Leben gefunden: die Thätigkeit der Gustav-Adolf-Frauenvereine. Ganz im Stillen hat der älteste unter ihnen, der Berliner Frauenverein, am 22. November 1901 sein fünfzigjähriges Bestehen feiern dürfen.

Die fünfzigste Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung hat im Jahre 1897 zu Berlin in der Neuen Kirche getagt, von der, wie es damals auch der Vorsitzende der Versammlung, D. Pank, bei der Begrüßung durch den Berliner Frauenverein betont hat, die Entstehung dieses Vereins ausgegangen ist. Eine Predigt Adolf Sydows am Reformationsfest 1851 hatte Fräulein Adele Dorn dazu angeregt, im Kreise der Frauen und Jungfrauen Berlins Solche zu werben, die helfen wollten zur Linderung der Nöte der Diaspora. Prediger Jonas an der Nikolaikirche, damals Vorsitzender des Berliner Ortsvereins, hat das Verdienst, das Arbeitsfeld für den damals begründeten Frauenverein so abgegrenzt zu haben, wie es im Wesentlichen auch heute noch behandelt wird. Die Pflege der Konfirmandenanstalten, der Waisenhäuser in der Diaspora, und bei den Kirchbauten die Beschaffung der Glocken und der inneren Ausschmückung der Kirchen, endlich die Sorge für Witwen und Waisen von Pfarrern und Lehrern, die in den Gemeinden der Diaspora arbeitend oft schon selber nur kümmerliches Gehalt empfangen haben. Es waren dies Zweige der Gustav-Adolfs-Arbeit, die der Sinnesart der Frauen besonders nahe zu liegen schienen.

Und welche Ausbreitung haben gerade diese Arbeitsfelder gewonnen! Als im Beginn der fünfziger Jahre die Evangelischen des Ermlandes erfahren mußten, wie für die evangelischen Waisenkinder immer offene Thüren in den katholischen Waisenhäusern waren, wie aber diese Kinder auch stets in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen wurden, begann man in Wartenberg in einem notdürftig eingerichteten Häuschen ein Unterkommen für die evangelischen Waisenkinder zu schaffen. In stattlicher Zahl sind seitdem die Waisenhäuser und Diasporahäuser gegründet worden. An Konfirmandenanstalten bestanden bloß die auf dem Schmiedel bei Simmern in der Rheinprovinz, und in Westfalen die von Hamm und Höxter; aber alle waren erst in den Anfängen. Wie hat sich seitdem diese Arbeit erweitert, Konfirmandenhäuser sind jetzt für alle Gebiete der Diaspora geschaffen im Deutschen Reich, Ortenberg bei Passau und Lixheim in Deutsch-Lothringen sind die jüngsten. In neuester Zeit hat auch Galizien endlich eine Konfirmandenanstalt erhalten in Stanislau, aber fast jedes österreichische Kronland müßte eine solche erhalten. Wieviel bleibt dort noch zu thun, und dabei ist in unsrer eignen Ostmark noch kaum für das Notdürftigste gesorgt zur Konfirmandenpflege.

Tausende von Kindern sind es, die alljährlich in diesen Anstalten Aufnahme finden, und da die allermeisten aus wenig bemittelten Familien stammen, muß für sie Kleidung, Wäsche, oft auch der ganze Unterhalt beschafft werden. Den wenigsten dieser Anstalten steht ein größeres Kapital zur Verfügung, sie leben von der Hand zum Mund. Aber es ist das Große der christlichen Liebesthätigkeit, daß, wenn erst die Notstände einmal erkannt sind, sich stets auch Solche finden werden, die bereit sind, zur Hilfe einzutreten.

Das Beispiel, das vor fünfzig Jahren der deutschen Frauenwelt gegeben worden ist, hat Nachahmung gefunden;

heute ist über Stadt und Land ein ganzes Netz von Vereinen ausgebreitet. Oft wird an Plätzen, die recht abseits liegen vom großen Verkehr, ganz besonders fleißig gearbeitet für die Bedürfnisse draußen in der Diaspora, wenn dort ein Pfarrer ist, dessen Herz warm ist für die Glaubensgenossen der Zerstreuung, und mehr noch wenn dort eine Pfarrfrau wohnt, die das Interesse für die Sache rege zu halten weiß. In dem ehemals nassauischen Dorf Arnoldshain am Nordfuße des Taunus, also in einer mit Glücksgütern wahrlich wenig gesegneten Gegend, hatte in den sechziger Jahren ein Geistlicher, der heute noch als eifriger Mitarbeiter der Gustav-Adolf-Sache an einer der Frankfurter Außengemeinden amtiert, einen blühenden Frauenverein ins Leben gerufen. An einer andren Stelle wieder hat die Pfarrfrau, da bei den Bäuerinnen baares Geld knapp ist, sich wöchentlich von jeder ein Ei geben lassen; was hier zusammen kam, wurde nach der Stadt verkauft, und hat einen recht erfreulichen Ertrag geliefert. „Die hauptsächliche Bedeutung der Frauenvereine“, so hat einst treffend Pfarrer Roos in Frankfurt sie charakterisiert, „liegt nicht in dem, was durch Zahlen ausgedrückt wird, sondern darin, daß in ihnen die persönliche Thätigkeit zur Linderung der Not unserer Glaubensgenossen und damit auch das Interesse für dieselbe lebendig erhalten wird“.

Was an Altardecken, an Kanzelbekleidungen, an Teppichen in den Frauenvereinen gearbeitet wird, kann gleich den gestifteten heiligen Gefäßen draußen in der Diaspora unmittelbar in dem Gotteshaus in Gebrauch genommen werden. Was an Kleidungsstücken angefertigt wird für die Konfirmanden- und Waisenhäuser der Diaspora kommt ebenfalls dort unmittelbar den evangelischen Kinderscharen zu Gute. Und diese persönliche Beziehung wird zwar nicht in allen, aber doch in recht vielen Vereinen noch dadurch erhöht, daß sie in direkte Verbindung treten mit den zu unterstützenden Anstalten und unmittelbar zu hören bekommen von dem Wohl und Wehe ihrer Pfleglinge. Gerade hierin besteht ein recht wesentlicher Vorzug der Arbeit der Frauenvereine vor der der Zweig- und Ortsvereine, die, weil ihre Gaben lediglich Geldgaben zu sein pflegen, nur zu leicht einer rein geschäftlichen Behandlung ihrer Liebesarbeit verfallen.

Es giebt noch immer Gebiete, die den Frauenvereinen schon mehrfach anempfohlen worden sind, aber in ihrer Sammelthätigkeit gleichwohl die gebietende Aufmerksamkeit nicht gefunden haben: das eine ist das Sammeln alter, außer Kurs gesetzter Münzen, die heute lediglich Metallwert haben. Gar manche Glocke ist den Glaubensgenossen der Diaspora hierdurch schon beschafft worden, aber vielmehr könnten daraus noch beschafft werden. Das andere bildet das Sammeln und Verkaufen von alten, selten gewordenen Briefmarken. Es wird viel zu wenig beachtet, daß auf diesem Gebiet von unsren Gegnern für ihre Zwecke ein sehr schwunghafter und vorzüglich organisierter Handel betrieben wird. Gerade von unsren evangelischen Frauen könnte hier viel geleistet werden für die Zwecke der Diaspora, zumal dann, wenn man auch den Sammeleifer der Kinder heranziehen wollte.

Von der regen Liebesarbeit, wie sie sich im Berliner Frauenverein während seines ersten Jahrzehnts bereits bewährt hat, durch die damals unternommene „Kettenlotterie“ haben die evangelische Kirche von Luisendorf in der Rheinprovinz und die evangelische Schule zu Landshut in Bayern gebaut werden können. Heute ist auch bei den Frauenvereinen ein gewisser Zusammenschluß erzielt: die gemeinsame Liebesgabe, welche alljährlich jetzt die Frauenvereine verteilen, hat schon mancher Diasporagemeinde große Freude bereitet, wenn sie die Mittel brachten für die endliche Vollendung der Innenausstattung des lange ersehnten Gotteshauses oder für die Eröffnung einer schon lange geplanten Konfirmandenanstalt.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem der erste Frauenverein für die Gustav-Adolf-Stiftung seine Arbeit begonnen hat; heute sind 604 Frauenvereine für die Diaspora thätig, sie haben im letzten Jahre 260000 Mark aufgebracht, das ist reichlich ein Sechstel dessen, was der Gesamtverein im vorigen Jahre hat verteilen dürfen. Was aber nicht auszudrücken ist in Zahlen und doch viel höheren Wert besitzt, ist die Liebe, die in diesen Kreisen immer von neuem ihre Anregung findet, für die bedrängten Glaubensgenossen der Zerstreuung. Gott gebe, daß dieses Feuer nie erkalten möge! R. Weil

Verschiedenes

Zu den Stimmen der Schuld. Die heute gegebenen Volkslieder sind der Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ von Ludwig Uhland, Stuttgart und Tübingen 1845, entnommen. Hier sind schon die Töne angeschlagen, die in unsern Passionsliedern weiterklingen: die tiefste Sündenerkenntnis wächst empor aus der Erinnerung an Jesu Güte und sein Leiden für die Rettung Vieler. Nicht mehr äußere Not, nicht mehr das Leiden des geknechteten und zertretenen Vaterlandes: Jesu Güte und Größe „leitet zur Buße“. — Das zweite Lied, der Marienruf, ist von einer großen Angst um den Verlust der Seele durchzogen; es mutet uns weniger modern an und zeigt die vorwaltende Richtung mittelalterlicher Frömmigkeit: Furcht vor dem Tod und einer überraschenden Todesstunde, wie übrigens auch schon in den Liedern aus dem Rigveda hervortrat, Furcht vor dem Weltrichter, der am Kreuze hing, und gläubige Hingabe an seine liebe, gütige Mutter, die bei ihrem Kinde viel vermag. So fremd uns Evangelischen das sein mag, den Ernst des Hilferufes wollen wir nicht übersehen noch vergessen, daß die großen mittelalterlichen Orden und zuletzt auch Luthers Werk aus dieser Angst um die Rettung der Seele emporgewachsen sind. H. Weinel

Die Abstammung Wilhelm Liebknechts von Luther. Der Reichsbote brachte in Nr. 38 folgende Notiz: „Eine merkwürdige und völlig mysteriöse Ahnenprobe des Hauses Liebknecht wird in den »Dokumenten des Sozialismus« (herausgegeben von Eduard Bernstein) vorgenommen. Diese Zeitschrift läßt sich fragen: Ist über die Abstammung Wilhelm Liebknechts von Dr. Martin Luther etwas Näheres bekannt? und sie antwortet darauf: »Ob die Abstammung Liebknechts von Martin Luther in irgend welchem Dokumente genealogisch festgestellt ist, wissen wir nicht. Aber Liebknecht selbst hat wiederholt von ihr gesprochen und so ist anzunehmen, daß Nachweise darüber in den Händen seiner Eltern waren.«“

Nun, so „völlig mysteriös“ ist die Ahnenprobe des Hauses Liebknecht nicht. Zunächst ist richtig, daß Liebknecht selbst von seiner Herkunft von Luther gesprochen hat. In seinem Essay „In der Lehre“, Neue Deutsche Rundschau 1898 April, S. 398, redet Liebknecht davon und sagt, Franz Mehring habe „die unverwüstliche Bauernnatur Luthers“ in ihm entdeckt. Vgl. Mehrings Geschichte der Sozialdemokratie S. 421. Noch in einer Rede, die Liebknecht im September 1899 in Klein-Linden bei Gießen hielt, kam er beiläufig darauf zu reden: „Ich will nichts gegen die Reformation sagen, gehöre ich doch selbst einer Familie an, die sich rühmt, von Luther abzustammen.“

Liebknecht ist bekanntlich in Gießen geboren; die Familie kam dorthin mit der Berufung des Johann Georg Liebknecht als Universitätsprofessor im Jahre 1707. Von diesem Johann Georg Liebknecht nun heißt es, wie mir Herr Dr. Becker aus dem Universitäts-Archiv gütigst mitteilte, in dem offiziellen Leichenprogramm der Universität Gießen auf seinen Tod d. d. 19. Sept. 1749:

Natus igitur et in lucem editus est noster Wasungae Hennebergicae ann. 1679 d. 23 aprilis, patre viro doctissimo Michaele Liebknechtio, scholae trivialis illius oppidi praeceptore et collega per 53 annos bene merito, cuius maiores beato Luthero nostro consanguinitate iuncti fuerunt.

Zu deutsch: „Unser Liebknecht wurde geboren und ans Licht der Welt gebracht zu Wasungen im Hennebergischen am 23. April 1679. Sein Vater war der gelehrte Michael Liebknecht, Lehrer und Amtsgenosse an der Bürgerschule jener Stadt 53 Jahre lang, wohlverdient, dessen Vorfahren mit unserem seligen Luther durch Verwandtschaft verbunden waren.“

Also schon jener Johann Georg Liebknecht hat um die Abstammung der Liebknechts von Luther gewußt, allem Anschein nach durch seinen Vater; woher dieser die Kunde hat, wissen wir einstweilen nicht, wir dürfen aber ohne Bedenken die Familientradition bis etwa zum Jahre 1650 heraufrücken. Das wäre bis rund hundert Jahre nach Luthers Tod, also keineswegs eine schlechte Bezeugung, zumal man annehmen darf, daß man auf eine solche Abkommenschaft zu achten pflegte. Wie nun und ob wirklich ein Glied der Lutherschen Familie sich mit einem des Liebknechtschen Geschlechtes verbunden hat, wäre noch zu ermitteln. Nobbes „Stammbaum der Familie des D. Martin Luthers“ (2. A. 1856) giebt keinen Fingerzeig, und eine Anfrage beim Pfarramt Wasungen brachte bisher keinen Ertrag.
Walther Köhler

Kleine Mitteilungen. Quittung, Brunetières Calvin-Vortrag in nächster Nummer. Auch hätte ich gern zu dem „Internationalen Christenbund“ (s. Anzeigenteil) ein Wort gesagt und behalte mir das noch vor. — Zu den Liedern Sp. 217: enweiss bedeutet „weiß nicht“, jemer „immer“, wut „drang“ (watete), wages „Wogen“ (gen.).

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 19. März 8 Uhr bei Kneist Große Brüdergasse 1. Stock: Das Wesen der christlichen Persönlichkeit im Anschluß an Björnsons „Ueber unsre Kraft".

Hannover. Mittwoch 19. März 5 Uhr Wachsning Schillerstraße 25: Gustav Theodor Fechner, ein religiöser Naturforscher.

Leipzig. Donnerstag 13. März 8 Uhr Kitzing und Helbig (Passagensaal): Die Bedeutung des Todes Jesu.

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Theologischer Ferienkursus in Berlin

Mittwoch, Donnerstag, Freitag der Osterwoche (2.—4. April)

Prediger D. Scholz: Die Entstehung und Entwickelung der christlichen Erfahrung (Luthers Katech. Art. III). — Privatdozent Lic. Dr. Wobbermin: Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie.

Zum Zwecke eines

Lebensbildes des Abtes Dr. theol. Uhlhorn

bitte ich Alle, die mir aus seinem Leben bedeutsame Mitteilungen machen können, gütigst ihre Erinnerungen zu geben. Für jeden, auch den kleinsten Zug aus seinem Leben bin ich herzlich dankbar.

Friedrich Uhlhorn
Pastor in **Hameln** (Hannover)

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam

Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen, und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.

L. Harcourt, Vorsteherin

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister. Alfred Smith

Stammbaum Rühl

Unterzeichneter hat seine Familien-Geschichte bis Mitte des 17. Jahrhunderts verfolgt; dieselbe soll aus dem **Unter-Elsaß** in die Mark eingewandert sein. Ich bitte die dortigen Geistlichen um freundliche Nachforschung und werde jede glaubwürdige Auskunft entsprechend honorieren.

Coepenick b. Berlin **Otto Rühl**

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

---

Würdige und sinnige

Konfirmations-Geschenke
aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Allzeit im Herrn von Hofprediger D. **B. Rogge.** Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Eingeleitet von **Karl Gerok.** Mit zahlr. künstlerischen Abbild. 4. Aufl. In Prachtbd. 12,50 M.

Vornehm gediegen ausgestattet. — **Schriften von Helene Stökl:** — In Goldschnittband je 4 M.

Lebensbilder christlicher Frauen. **Im Dienste des Herrn.** Für Deutschlands Töchter dargestellt.

Auf d. Schwelle d. Lebens. * **Feierstunden d. Seele.**

Kaiserreich und Gottesreich von **Brigitte Augusti.**
Erzählung aus den Tagen der ersten christlichen Märtyrer. Nach **H. Sienkiewicz'** „**Quo vadis**" für die Jugend bearbeitet. Mit 12 Tonbildern. In Prachtband 6 M. (Neuigkeit!)

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Litteratur

für den

Religions- und Konfirmanden-Unterricht

Konfirmation und Konfirmanden-Unterricht. Von Prof. Lic. **Eduard Simons** in Bonn. 8. M. 1.80.

Der evangelisch-christliche Glaube. Ein praktischer Beitrag zur **Reform des Konfirmandenunterrichts.** Von **L. Clasen,** Pastor in Eichenbarleben. 8. M. 1.40.

Die messianische Weissagung in der Schule. Mit Benützung der Kautzsch'schen Textbibel. Eine Handreichung für Religionslehrer. Von **Richard Busch,** Königl. Seminarlehrer in Augustenburg. 8. 1901. M. 1.25. Geb. M. 1.75.

Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen. Von Dr. **F. Köstlin.** Mit 6 Abbildungen im Text. Dritte verbesserte Auflage. 8. M. 1.80. Gebunden M. 2.30.

Leitfaden zum Unterricht im Neuen Testament für höhere Schulen. Von Dr. **F. Köstlin.** Zweite verbesserte Auflage. 8. M. 2.—. Gebunden M. 2.50.

Vom evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen. Unter Mitwirkung von Prof. Lic. **Adolf Metz,** Prof. Dr. **Heinrich Rinn,** Dr. **Friedrich Seyring,** herausgegeben von Lic. **Hans Vollmer.** 8. M. 1.—.

Christliche Glaubens- und Sittenlehre. Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien und Realgymnasien von **Wilhelm Hess,** Gymnasialprofessor in Lahr. Klein 8. M. 1.20. Gebunden M. 1.60.

Die Bibel. Einführung in Inhalt und Verständnis der Heiligen Schrift für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von **Wilhelm Hess,** Gymnasialprofessor in Lahr. Klein 8. M. 1.20. Gebunden M. 1.60.

Zur Frage des Unionskatechismus. Eine Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung in Baden nebst praktischem Ergebnis. Von D. **Heinrich Bassermann,** Professor der Theologie in Heidelberg. 8. 1901. M. 2.—.

Der Katechismus für die evang.-protest. Kirche im Grossherzogtum Baden zum Gebrauche der Lehrer und Eltern erklärt von **Heinrich Bassermann.** 8. Drei Hefte. Erstes Heft 90 Pf., zweites Heft 90 Pf., drittes Heft M. 1.20. Alle drei Hefte in einen Band gebunden M. 4.—.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments. Herausgegeben von D. **E. Kautzsch. Das Neue Testament** in der Uebersetzung von D. **C. Weizsäcker.**

Ausgabe A. Altes Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments und Neues Testament, geheftet M. 10.50, in Bibeleinband gebunden M. 12.—.
„ B. Altes Testament ohne die Apokryphen des Alten Testaments und Neues Testament, geheftet M. 9.—, in Bibeleinband gebunden M. 10.50.
„ C. Altes Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments, geheftet M. 8.80, gebunden M. 10.20.
„ D. Altes Testament ohne die Apokryphen des Alten Testaments, geheftet M. 7.60, gebunden M. 9.—.
„ E. Neues Testament, in Ganzleinen gebunden M. 3.—, in Ganzleder gebunden M. 4.80.

Die Apokryphen sind nicht einzeln käuflich.

Internationales Manifest und Aufruf

Die Notwendigkeit gebietet uns, ein Zeugnis des christlichen Glaubens öffentlich abzulegen angesichts des himmelschreienden Ausrottungskrieges in Südafrika, der nun schon zwei und ein halbes Jahr als eine entsetzliche Schmach der Zivilisation die Welt erschüttert. Weil bei diesem beispiellosen Kriege die heiligsten Güter der Christenheit, als Gottesfurcht, Glaube, Nächstenliebe, Wahrhaftigkeit, Zufriedenheit und andere Tugenden, mit Füßen getreten werden, ist es eine feststehende Thatsache, daß derselbe von großer Bedeutung für das Christentum sein wird.

Mit tiefster Trauer verzeichnen wir einige unter Zustimmung der englischen Regierung in Südafrika begangene Greuelthaten, als:

1. das Aufreizen und Bewaffnen Eingeborener gegen das Burenvolk mit all den traurigen Folgen.
2. die Versagung ärztlicher Hilfe an die Buren.
3. die grausame Behandlung und das vorsätzliche Hinsiechenlassen von Greisen, Frauen und Kindern.
4. das Plündern und Zerstören blühender Missionsstationen sowie die Gefangennahme von Missionaren.
5. das Erschießen und Erhängen sowie die lebenslängliche Verbannung von gewissenhaften Männern, welche trotz mehr als zwanzigfacher Uebermacht beschlossen haben, im Vertrauen zu dem gerechten Gott fortzufahren in dem traurigen Kampfe um die heiligen Rechte ihres schwergeprüften Volkes.
6. das unlautere Beeinflussen gefangener Buren und das Bewaffnen derselben zum Töten ihrer eigenen Brüder.
7. das Niederbrennen von Ansiedelungen sowie die Beschlagnahme von Privateigentum.

Angesichts dieser großen Versündigung an göttlichen und menschlichen Ordnungen, begangen im Namen einer christlichen Nation, müssen wir bekennen, daß bis heute die christliche Kirche ihre Verpflichtungen zum Teil versäumte, weil sie ihre laute Stimme nicht ernstlich genug den vor Gott verantwortlichen Wächtern der Völker gegenüber erhebt, welche dieses planmäßige Hinmorden eines kleinen Christenvolkes unterstützen oder nicht mißbilligen. Dabei gedenken wir aber der vereinzelten christlichen Bestrebungen in allen Ländern mit großem Lob und Dank.

Wir richten nun an unsere christlichen Brüder und Schwestern, ohne Beziehung auf Stand, Partei, Bekenntnis und Nationalität, die dringende Bitte, mit uns vor Gott des großen Jammers in Südafrika inständig zu gedenken und mit lauter Stimme für Recht und Gerechtigkeit einzutreten.

Damit jeder Christ Gelegenheit habe, vor Gott und vor Menschen seiner Verantwortlichkeit in dieser Sache gerecht zu werden, und damit allen Gläubigen die Erfüllung ihrer versäumten Pflicht in geschlossener Weise möglich werde, geben wir durch diesen Aufruf einen Anstoß zur Bildung eines

„Internationalen Christenbundes zur Beendigung des Burenkrieges."

Der beabsichtigte Bund bezweckt den innigen Zusammenschluß aller wahren Christen, um unter Benutzung aller von Gott erlaubten Mittel und Wege außer Glaube, Gebet und Liebesarbeit den unheilvollen südafrikanischen Krieg beendigen zu helfen, und um diesem Krieg sowie seinen unendlich traurigen Begleiterscheinungen gegenüber in geschlossener Weise die laute Stimme des christlichen Gewissens genügend zur Geltung zu bringen.

Alle pflichtbewußten Christen in aller Welt, welche sich dem geplanten

„Internationalen Christenbund zur Beendigung des Burenkrieges"

anzuschließen wünschen, was weder finanzielle noch andere Verpflichtungen mit sich führen wird, sind daher herzlich gebeten, dies unverzüglich schriftlich an Herrn **Carl Lehmann** zu **Straßburg-Neudorf (Deutschland)** mitzuteilen. Vorschläge für die Gestaltung dieses Bundes, zuverlässige Mitteilungen über den Stand der Dinge in Südafrika, Aeußerungen des christlichen Bewußtseins in Sachen des Krieges sind an die genannte Adresse zu richten.

Wenn der beabsichtigte Bund in umfassender Weise zustande kommt, ist es nicht ausgeschloßen, daß er zur Rechtfertigung des wahren Christentums auch nach Beendigung des südafrikanischen Krieges bestehen bleibt, da leider die Annahme nicht unberechtigt erscheint, daß auch in Zukunft solche himmelschreienden Frevel zum Aegernis der Heiden geschehen können.

Missionar Dr. **J. Bucher**, Straßburg — Pfarrer **Eichler**, Straßburg — Pfarrer **J. Fritsch**, Ruppertsburg (Hessen) — Pastor D. **O. Funcke**, Bremen — Pfarrer D. **Hackenschmidt**, Straßburg — Pastor **Th. Jellinghaus**, Potsdam — Pastor **S. Keller**, Düsseldorf — Hauptlehrer a. D. **J. Kugler**, Danzig-Langfuhr — Pastor **T. Kugler**, Tilsit Mo. (Nordamerika) — Pastor **H. Kypke**, Halle a S. — Kaufmann **Karl Lehmann**, Straßburg-Neudorf — Pastor **Morel**, Moutier (Schweiz) — Major z. D. **v. d. Oelsnitz**, Schadewalde-Marklissa (Schlesien) — Professor D. **v. Orelli**, Basel — Pastor **A. Pohlmann**, Flessau-Osterburg (Altmark) — Pfarrer D. **Rade**, Marburg — Professor Dr. **Reishaus**, Stralsund — Pastor **A. Schowalter**, Berlin — Pastor D. **Steinwandt**, Worms bei Odessa (Süd-Rußland) — Hofprediger a. D. und Reichstagsabgeordneter **Stoecker**, Berlin — Professor D. **J. J. P. Valeton**, Utrecht — Dr. **J. Th. de Vischer**, Amsterdam — Pfarrer Lic. **Weber**, M.-Gladbach.

Zur Bestreitung der Kosten, welche sowohl durch die umfassende **internationale** Verbreitung dieses Aufrufes als auch durch **zukünftige** Aktionen entstehen, **sind sofortige und bedeutende freiwillige Geldbeiträge** an Herrn Carl Lehmann zu Straßburg-Neudorf erwünscht. Der mehr oder weniger fruchtbare Charakter der Bewegung wird wesentlich von der finanziellen Unterstützung abhängen, die ihm im gegenwärtigen Augenblick zu Teil wird.

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Flugschrift VII

Protestantische Kirchen in Deutschland

Von

Emil Felden, Pfarrer A. K.

Preis M. —.75

Lippstadt Realgymn. u. Realschule

Reformanst.; berecht. zu Univ. u. Akad.; OII fak. Griech. (240 Schüler.) Mildes Klima, freundl. Verhältnisse, gute Pensionen, sorgfältige Aufsicht. Baldige schriftl. Anmeldung erb.; Progr. zur Verfügung; Aufn. 15. April. — Demnächst besonders günstige Aufnahme-Gelegenheit für einige Söhne von Geistlichen, Lehrern, Beamten in einem gebildeten Hause. Näheres durch den Direktor Boesche.

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Bei der letzten Zusammenkunft in Mühlacker ist zum diesjährigen Versammlungsort Straßburg gewählt worden. Als Zeitpunkt wurde von Straßburg aus im Einvernehmen mit den Referenten der 22/23. April d. J. bestimmt. Die Verhandlungen werden im großen Saal des Thomasstifts stattfinden mit folgender Tagesordnung:

Dienstag 22. April nachmittags 3½ Uhr: Die Theodicee, ihr wissenschaftliches Recht und ihr religiöser Wert. Referent: Professor D. v. Schultheß-Rechberg aus Zürich; Diskussion eröffnet von Professor D. Lobstein in Straßburg.

Mittwoch 23. April vormittags 9 Uhr: Ist die Bergpredigt die zureichende Richtschnur für unser christlich-sittliches Handeln? Referent: Pfarrer Braun von Berg bei Drulingen, Elsaß.

Das Komitee:

Für Baden: Professor D. Troeltsch in Heidelberg und Pfarrer Dr. Christlieb in Freistett.
Für Elsaß: Professor D. Smend und Pfarrer Hering in Straßburg.
Für Hessen: Professor D. Drews in Gießen und Pfarrer Storck in Ueberau bei Darmstadt.
Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Buch a. Irchel.
Für Württemberg: Professor D. Hegler in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von Reuther und Reichard in Berlin